



Buchbesprechung

Margit Eckholt (Hrsg.): Gender studieren. Lernprozess für Theologie und Kirche.

Grünewald 2017. 438 Seiten, 35 EUR.

Das Wort „Gender“ löst aktuell vielerorts Allergien aus – da sind klärende Analysen hilfreich. Solchen ist der vorliegende Band gewidmet, den die Osnabrücker Dogmatikerin Margit Eckholt herausgegeben hat und der der „grande dame“ der theologischen Frauenforschung Elisabeth Gössmann gewidmet ist. Die Beiträge von 24 Autoren und Autorinnen sind vier Hauptteilen zugeordnet: Nach „Begriffsklärungen und aktuellen Herausforderungen“ (S. 21-135) geht es um „Grundfragen theologischer Anthropologie“ (S. 137-253). Sodann stehen „Pastorale Handlungsfelder und Perspektiven“ (S. 255-322) im Zentrum; den Abschluss bilden „Internationale Perspektiven“ (S. 323-433).

Gender – was ist das?

Regina Ammicht-Quinn fragt nach der „Grammatik der Geschlechterverhältnisse“ und den Hintergründen des Anti-Genderismus: Sie entdeckt Angst – einerseits vor Veränderung „auf dem elementaren Gebiet der Geschlechterverhältnisse“ (S. 29), andererseits vor Komplexität in Sachen Familie und Reproduktion (S. 30). Aufschlussreich sind ihre Überlegungen zum Zusammenhang von klarer Zweigeschlechtlichkeit und Reinheit, von Mischungsverhältnissen und moralischem (Ver-) Urteilen (S. 34f). Der Gender-Begriff „erfinde“ keinesfalls die Grammatik der Geschlechterverhältnisse, sondern helfe, diese zu analysieren (S. 31). Die Gender-Kritik verstehe pragmatisch, was erkenntnistheoretisch gemeint sei (S. 36).

Ähnlich positioniert sich Marianne Heimbach-Steins: „Gender“ ist ein Instrument der Dekonstruktion, nicht der Destruktion; die Dekonstruktion ist nötiger Analyseschritt (S. 46). Ziel ist das Erkennen geschlechtsspezifischer Ursachen von Diskriminierung (S. 41); Gender-Mainstreaming dient der Geschlechtergerechtigkeit, nicht einer geschlechtsneutralen Wirklichkeit (S. 48). Sie spricht sich für eine „Ent-Ideologisierung der Debatte“ aus (S. 48f) und deutet „Gender-Bewusstsein“ als ein „Zeichen der Zeit“ (S. 50).

Auch jenseits des ersten Hauptteils, der sich ausdrücklich der Begriffsklärung widmet, findet sich Hilfreiches zum Verständnis von „gender“. Regina Heyder etwa beleuchtet Gender, Gender-Mainstreaming und Frauenverbandsarbeit und spricht von „Frames“, die bei Befürworter/inne/n und Gegner/inne/n der Gender-Kategorie wirksam seien – jedoch in auffälliger Asymmetrie: einerseits als analytische Kategorie, andererseits als hoch emotional besetztes Konzept, das dem eigenen Wertekanon zuwiderlaufe (S. 289f). Virginia Raquel Azcuy beklagt, dass inzwischen häufig „gender“ gleichbedeutend mit „sex“ verwendet werde und so das analytische Potential von „gender“ ausgehöhlt werde (S. 62). Dies weist auch Anić für Gabriele Kuby nach, vgl. S. 422). Hoffnungsvolle Zeichen sieht sie in der Machismo-Kritik durch die lateinamerikanischen Bischöfe und Papst Franziskus in *Amoris laetitia* (S. 61f).

Dem Anti-Genderismus rechtspopulistischer Strömungen geht Sonja Strube auf den Grund und enttarnt diesen als „Strohmanntaktik“ (S. 107): Hier werde gegen Behauptungen argumentiert, die niemand vertritt. Sie benennt eine Vielzahl rechtspopulistischer Agitator/inn/en und macht in Familienschutz und Anti-

Genderismus Scharniere in bürgerliche und kirchliche Milieus hinein aus (S. 107) bzw. identifiziert hier „Kitt neurechter und rechtspopulistischer Vernetzungen“ (S. 111).

Jadranka Rebeka Anić nimmt die Anti-Gender-Bewegung in Kroatien unter die Lupe. Bereits das Wort „Feminismus“ sei vor allem im kirchlichen Kontext negativ besetzt und stehe unter Kommunismus-Verdacht (S. 418f). Sie weist auf mangelndes Wissen in der kroatischen Öffentlichkeit (S. 415), aber ebenso unter kroatischen Bischöfen hin, die z.B. Thesen Simone de Beauvoirs falsch wiedergeben und die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau sowie überlieferte Verhaltensnormen als gottgegebenes „Naturgesetz“ darstellen (S. 428). Die Übersetzung von Gabriele Kubys „Gender Revolution“ ins Kroatische macht Anić als Wegbereiterin für die katholische Anti-Gender-Kampagne in Kroatien aus. Auf katholischen Internetseiten werde falsches Wissen über Gender-Mainstreaming verbreitet (S. 433). Anders als in Polen gebe es in Kroatien kaum Reaktionen (S. 430), erst recht keine wissenschaftliche Auseinandersetzung, so dass die Anti-Gender-Bewegung die Öffentlichkeit dominiere, ja sogar manipulierte (S. 433) und zu befürchten sei, „dass die politischen Parteien diese Bewegung für ihre Interessen nutzen werden“ (ebd.).

Schöpfung und Kirchenrecht

Mit dem Handwerkszeug historisch-kritischer Exegese deckt Helen Schüngel-Straumann jahrhundertealte Missverständnisse zu Gen 1-3 auf (S. 139-158). Ihre Rekonstruktion der ursprünglichen Textintention enthält zwar keine völlig neuen Forschungsergebnisse, ist aber unverzichtbar als Grundlegung für den zweiten Hauptteil, in dem es um theologische Anthropologie geht.

Bernhard Sven Anuth legt die lehramtliche Position in Sachen Geschlechterdifferenz dar – und weist auf ein diesbezügliches Vermittlungsproblem der Kirche hin (S. 171). Denn Frauen bleiben nicht nur definitiv vom Amt ausgeschlossen, sondern sind auch im Laienstand rechtlich den Männern nicht gleichgestellt (S. 171f). Das kirchliche Lehramt sei nach seinem eigenen Selbstverständnis nicht frei, diese geltende Lehre über die Geschlechter zu verändern, da sie in Gottes Schöpfungsplan wurzele (S. 179). Im selbigen sei ein besonderer „Genius“ der Frau angelegt, der in ihrer physischen Anlage zur Mutterschaft begründet liege, die Persönlichkeit aller Frauen präge (S. 180) und sich in einer spezifisch weiblichen „Fähigkeit für den anderen“ zeige (S. 181f).

Margit Eckholt nimmt in ihrem Beitrag über „die Freiheit der imago Dei“ Bezug auf die Interpretation von Gen 1-3 in Scheebens berühmter Katholischer Dogmatik. Scheebens hierarchische Perspektive auf die Geschlechterdifferenz kann laut Eckholt mit Fug und Recht heute unter „Gender-Ideologie-Verdacht“ gestellt werden (S. 191). Gegen einen starren Essentialismus setzt Eckholt ihr Konzept der „leibgebundenen Freiheit“ (S. 198) bzw. „leibgebundenen Biographie“ (S. 211), die sich in konkreter körperlicher Existenz als lebenslanger Prozess ereigne, was auch für die Geschlechtlichkeit gelte (S. 216f). In Sachen Geschlechterdifferenz gehe es nicht um ein gegeneinander Ausspielen von Polaritäten, geschweige denn von Biologie und Freiheit, überhaupt nicht um ein Aufgeben, sondern um ein Deuten (S. 219f). Die Gender-Theorie stelle auch die alte Frage nach der Gerechtigkeit neu (S. 222f) und zeige vor allem die Relativität unserer Erkenntnis. Die so entstehende Unsicherheit auszuhalten, gehöre in christlicher Perspektive zur Würde des Menschen (S. 226).

Elisabeth Gössmann, der der ganze Band gewidmet ist, steht im Zentrum des Beitrags von Dorothea Reininger: Sie erhellt Gössmanns Vorbehalte gegen die Ordination von Frauen. Gössmann vermisste nämlich sowohl in Sachen „Priester“ als auch in Sachen „Frau“ theologische Klarheit (S. 252). Im Kontext von Konzil und Synode ging es ihr daher zunächst um die theologische Aufwertung der Laien (S. 248); in Diakoninnen befürchtete sie weitsichtig neue Abhängigkeiten (ebd.). Als Kardinal Frings dann die ersten Männer zu ständigen Diakonen weihte, war auch für Gössmann klar: „Wenn Diakon, dann nur für Mann und Frau“ (S. 251). Reininger schließt sich der prophetischen Position Gössmanns Ende der 1980er an. Gössmann beobachtete schon damals, dass die Frau längst durch Ausbildung und bischöfliche Beauftragung vieles tue, was früher als priesterliche Tätigkeit galt, „obwohl wir uns noch streiten, ob sie darf? Hat uns nicht die Realität schon überholt? Dann wird es auch Zeit, (...) dass der noch fehlende ‚Rest‘ nachgeholt wird“ (S. 253).

Bereits im ersten Teil des Bandes streift ein Beitrag ebenfalls das Thema Frau und Amt: Hildegard König deckt die genderbedingte „damnatio memoriae“ (S. 85) der Priesterinnen der Untergrundkirche der Tschechoslowakei auf. Anhand der Autobiographie Tomáš Haliks zeigt sie, wie Halik bemüht ist, Untergrundbischof Davídek, der sich um der Seelsorge in Frauengefängnissen willen zur Weihe von Frauen entschloss, als nicht ernst zu nehmenden Entscheidungsträger darzustellen (S. 86f). Die Erklärung der Weihe Ludmilla Javorová durch den Vatikan als ungültig und das ihr auferlegte Schweigegebot (S. 91) tragen nach der Wende ebenfalls zur Nicht-Rezeption und Marginalisierung ihres priesterlichen Dienstes in der Untergrundkirche bei. So komme Javorová – anders als viele im Untergrund geweihte, auch verheiratete Männer – durch erzwungene Sprachlosigkeit nicht aus der klandestinen Situation heraus (S. 96). König zeigt außerdem, inwiefern auch Javorová durch übernommene traditionelle Geschlechterrollensymbolik zur Selbstmarginalisierung beiträgt (S. 98f). Javorová Weihe wurde nicht zuletzt durch Marginalisierung der Kirche im kommunistischen Regime möglich – so fragt König, ob fortschreitende Marginalisierung der Kirche in Europa heute zu Machtverzicht und offenen Türen führen könne (S. 103).

Praktisches und Internationales

Markus Roentgen geht es in seinem Beitrag um „geschlechtsspezifische Seelsorge“. Schreibend macht er sich auf eine Reise, die u.a. zu Ingeborg Bachmann (S. 260f), Humphrey Boghart (S. 263f), Barbarina aus *Le Nozze di Figaro* (S. 266) und schließlich Rilke (S. 273) führt. Kernstück seines Essays ist ein Fragenkatalog zum eigenen und anderen Geschlecht, der dem „Gender-Training“ dienen soll (S. 267-270). Die Fragen, die um Familie, Arbeit, Sprache, Geld, Körper, Kirche, Gefühle, Sexualität und Gott kreisen, lesen sich wie ein postmoderner Gewissenspiegel in Sachen Sex und Gender, Spiritualität und Interaktion und eignen sich zur Selbstreflexion und als Anregung zum geschützten Gespräch.

Explizit von „Gewissenserforschung“, nämlich der westlichen Männer (S. 411), schreibt Luis Mario Sendoya Mejía in seinem Beitrag über „Maskulinitäten in Konflikt“. Das daraus resultierende „Unwohlsein“ sieht er als Chance für eine „erneuernde Metamorphose“ (ebd.). Mit spitzer Feder skizziert er die Krise der Männlichkeit seit der Romantik – in diesem Rahmen enttarnt er etwa den aktuellen Anzug als „entpersonalisierende Uniform“, die das Verstecken fördere (S. 412). „Die von den Frauen erfahrenen

Veränderungen müssen von den Männern interpretiert werden, nicht als Gefahr [,] sondern als konstruktive Ausübung von Solidarität in Freiheit“ (ebd.).

Wie die Gender-Perspektive die Arbeit des Bischöflichen Hilfswerkes Misereor verändert hat, legt Anna Dirksmeier dar. Soziale Gerechtigkeit ist nicht möglich ohne Geschlechtergerechtigkeit (S. 347). Doch welcher Weg zu diesem Ziel ist der richtige? Diesbezüglich kann Misereor auf einen eigenen Lernprozess zurückschauen. Die Autorin weiß von nach wie vor paternalistischen Projektanträgen, mit denen z.B. indische Priester als Projektleiter die Situation von Frauen verbessern möchten (S. 348) – während die Misereor-Verantwortlichen zwischen Projekten für Frauen und Projekten von Frauen unterscheiden (S. 349). Es gehe nicht einfach um Frauenförderung, sondern um Chancengleichheit (S. 330). Ein gutes Beispiel sei die Gender-Orientierung der katholischen Kirche in Tansania (S. 342), die tansanische Bischofskonferenz unterstütze Gender-Mainstreaming (ebd.).

Armut ist nicht geschlechtsneutral – dass Analoges auch für die Themen Alter, Pflege und Sterben gilt, zeigt Christine Boehl auf. Frauen pflegen häufiger als Männer andere Familienmitglieder (S. 314) – und Frauen haben selber einen höheren stationären Pflegebedarf. Dies liegt nicht nur an ihrer höheren Lebenserwartung; vielmehr bleiben Frauen nach mehreren Abschieden häufiger alleine zurück als Männer (S. 306f). Genderspezifische Forschungen rund um Körper, Sexualität und soziale und religiöse Bedürfnisse in Alter und Krankheit sowie diesbezügliche Schlussfolgerungen für Pflege und Sterbebegleitung von Männern und Frauen seien Desiderata (S. 310). Boehl postuliert ebenfalls Konsequenzen für die Suizidforschung (S. 311ff) und für die Kranken- und Sterbepastoral inklusive sakramentaler Krankensalbung (S. 319).

Fazit

Wer die 24 Beiträge auf 438 Seiten liest, wird satt und hungrig zugleich. Denn er und sie erfährt vielfältige solide Orientierung und bekommt Appetit, die eine oder andere Fährte weiter zu verfolgen. Die Stärke des Bandes zeigt sich vor allem in seinen systematischen Beiträgen im ersten und zweiten Hauptteil, weniger in den praktischen und internationalen Perspektiven. Es wird deutlich, wie sehr Kritiker/innen einer vermeintlichen „Gender-Ideologie“ die Anliegen der Gender-Theorie weder kennen noch treffen. Etliche Beiträge heben zudem das analytische Potential des Gender-Begriffs und helfen zögern, unkritisch da von Gender zu reden, wo es um unreflektierte Geschlechterzuschreibungen geht (wie inflationär aktuell z.B. in Sachen „gegendertes“ Spielzeug). Die Beiträge zur theologischen Anthropologie zeigen Wege aus der Sprachlosigkeit angesichts starrer essentialistisch polarer Modelle zur Geschlechterdifferenz. Und sie machen die Unsicherheit, die die Gender-Theorie mit sich bringt, zum würdevollen locus theologicus. Unter den Autoren und Autorinnen hätte sich die Rezensentin mehr Autoren gewünscht – aber vielleicht ist deren Minderheit ja nichts anderes als ein Indiz für die von Markus Roentgen konstatierte Bring-Schuld der Männer, eine neue Sprache zu wagen (S. 271).

Diesem Band sind zahlreiche Gender-Befürworter/innen und Gender-Kritiker/innen als Leser/innen zu wünschen, die sich mit Offenheit in den zunächst inneren Diskurs aus Voreinstellung und Erkenntniszugewinn wagen – kurz: sich auf den Lernprozess einlassen, den der Untertitel verheißt.